



## „Die Welt ist kein Märchenort“

### Zu Leben und Werk von Ilse Tielsch

von Helga Abret

Vor einigen Jahren veröffentlichte Ilse Tielsch unter dem Titel *Reden wir nicht vom Reisen* drei kurze Texte. Die erste und die letzte Skizze – in der einen geht es um eine imaginierte Reise (*Amerika*), in der anderen um reale, auf einer Brasilienreise gemachte Eindrücke (*Oktוברblüte, Novembergrün*) – enden mit der lakonischen Feststellung: „Die Welt ist kein Märchenort“<sup>1</sup>. Unter diesem bewusst eingeschränkten Blickwinkel werde ich im Folgenden eine Annäherung an das facettenreiche Werk dieser Schriftstellerin versuchen, wobei ich den Akzent auf ihre Prosatexte lege und nur hin und wieder Bezüge zum lyrischen Werk herstelle, das eine eigene Untersuchung verdient.<sup>2</sup>

Da in das Werk von Ilse Tielsch permanent persönliche Erfahrungen und Erlebnisse einfließen und die Autorin diesen autobiografischen Bezug nur wenig verdeckt, sollen zunächst in aller Kürze einige Stationen ihres Lebenswegs in Erinnerung gerufen werden.

### Aus der Geborgenheit ins Ungewisse – Elemente einer Biografie

Geboren wurde Ilse Tielsch am 20. März 1929 in der südmährischen Kleinstadt Auspitz (Hustopeče) als Tochter eines Arztes. Ihre Eltern gehörten zu den ca. 3,5 Millionen Deutschen, die, als Österreicher geboren, 1919 zu Staatsbürgern der Tschechoslowakischen Republik wurden. Ihr Vater, Fritz Felzmann, dessen Familie aus Nordmähren und der Steiermark stammte, hatte in Wien Medizin studiert und sich in der Zwischenkriegszeit in Auspitz als Arzt niedergelassen. Ihre Mutter, Marianne Zemanek, war die Tochter eines Weinbauern.

Früh gab es für Ilse Tielsch, die das einzige Kind der Familie blieb, neben der realen Welt auch die Welt der Bücher. Da sich im ersten Stock des Hauses, in dem ihre Familie wohnte, die städtische Leihbibliothek

befand, mangelte es ihr nie an Lektüre.

Märchen, aber auch Sagen, die sich an böhmische und mährische Örtlichkeiten, so an die Furcht einflößende Macochaschlucht knüpfen, an eine Gestalt wie die böhmische „polednice“, die Mittagshexe, oder an Nixen und Wassermänner, beschäftigten ihre Fantasie.<sup>3</sup> Etwas später verschlang sie Karl Mays Romane; die olivgrünen Bände mit der goldenen Schrift lagen regelmäßig unter dem Christbaum: „Ich war Old Shatterhand“, heißt es in *Reden wir nicht vom Reisen*, „und ritt auf meinem prachtvollen Rappen durch die Prärie. Ich besaß die berühmten Gewehre Bären töter und Henrystutzen, ich war eine Freundin der Rothäute, der Apatchen vor allem [...], ich bestrafte die Schlechten und beschützte die Guten, war stets gerecht, edel, dabei bescheiden, aber noch viel gerechter, edler, bescheidener war Winnetou, mein unvergleichlicher Freund.“<sup>4</sup>

Von den Veränderungen, die allmählich in seiner Heimat vor sich gingen, nahm das Kind zunächst wenig wahr. Das änderte sich 1938, als das Sudetenland nach dem Münchner Abkommen vom 29.9.1938 dem Deutschen Reich angegliedert wurde. Man deklarierte die deutschstämmige Bevölkerung zu Reichsdeutschen. Die letzten jüdischen Familien verließen die Gegend, tschechische Beamte wurden durch deutsche ersetzt. Angst und Misstrauen bestimmten von nun an das Verhalten der Menschen zueinander.

In ihrem 2006 erschienenen Kurzroman *Das letzte Jahr*<sup>5</sup> hat Tielsch aus der Perspektive einer aufgeweckten Zehnjährigen das für die Geschichte ihres Landes und die Weltgeschichte verhängnisvolle Jahr 1938 dargestellt. In jenem Jahr wurden auch Kinder ihres Alters zunehmend verunsichert. Freunde verschwanden über Nacht, Gespräche verstummten in



Foto: Dr. Rudolf Tielsch

Ilse Tielsch, 2008



ihrer Nähe. Instinktiv fühlten sie die „Vorzeichen“ einer Bedrohung.<sup>6</sup>

Aus den Märchen wusste die kleine Protagonistin Elfi Zimmermann: „Die wunderschönen Prinzessinnen und Prinzen, die darin vorkommen, haben auch ihre Schwierigkeiten, ehe sie heiraten oder als König und Königin auf ihr Schloß ziehen können.“ (DI), 65) Sie haben viel zu leiden, „bis sich durch einen glücklichen Zufall alles zu ihren Gunsten ändert [...]“ (DI), 66 f.). Am Ende aber sind die Hexe oder die böse Stiefmutter tot. Der erlöste Prinz küsst seine Prinzessin, sie werden „König und Königin, bekommen viele Kinder, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute irgendwo in einem goldenen oder silbernen Schloß“ (DI), 68).

Dass die Zeit der Märchen zu Ende ging, merkte Elfi, als die Liebesgeschichte zwischen ihrer Tante Liesl und ihrem Onkel Kurt, deren Entstehen sie fasziniert beobachtet hatte, nicht mit dem erwarteten Märchenschluss endete, obgleich die beiden „einfach für einander bestimmt“ waren. Liesl, „schön wie eine Prinzessin“, hat eine jüdische Großmutter und ist folglich ein „jüdischer Mischling“. Ein Happy End ist ausgeschlossen.

Am 15. März 1939 wurde der tschechische „Reststaat“ von deutschen Truppen besetzt und durch Führererlass zum Reichsprotektorat Böhmen und Mähren erklärt. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, zog man Fritz Felzmann, der während des Ersten Weltkriegs als Sanitätsleutnant an der Ostfront gewesen und als Kriegsgegner heimgekehrt war, wegen eines Magenleidens nicht ein. Er durfte weiter als Arzt arbeiten, wurde aber mehrfach denunziert.<sup>7</sup>

Ilse Tielsch besuchte zunächst die Volksschule und dann die Mittelschulklassen in Auspitz, Nikolsburg und Znaim. Da in den letzten Kriegsjahren zahlreiche Flüchtlingstrecken durch das Sudetenland zogen, konnte die Halbwüchsige beobachten, was es bedeutete, ein „Fremder“ zu sein. Dass sie selbst bald zu dieser unerwünschten Kategorie von Menschen gehören würde, ahnte sie noch nicht.

Als die russische Front näher rückte, beschlossen die Eltern, ihre Tochter in Sicherheit zu bringen. Sie setzten die 16-Jährige in einen der wenigen noch nach Westen fahrenden Züge, bevor die Stadt am 15. April

1945 vom Krieg überrollt wurde. Der Vater gab ihr eine Liste mit Namen und Anschriften von Verwandten oder Bekannten mit, bei denen sie eventuell Zuflucht finden könnte. „Ich fuhr ins Ungewisse, niemand konnte wissen, wo ich landen würde“, schrieb die Autorin später über diese Episode ihres Lebens.<sup>8</sup> Der überfüllte Zug endete in Linz, und das junge Mädchen schlug sich zur nächsten der angegebenen Adressen durch, einem Bauernhof im oberösterreichischen Schlierbach, wo eine Verwandte der Mutter lebte.

*„Ich fuhr ins Ungewisse, niemand konnte wissen, wo ich landen würde“*

Nachdem ein Landsmann ihre Eltern totgesagt hatte, schrieb sie sich auf eigene Faust im September 1945 in einem Linzer Gymnasium ein. Bald darauf stieß sie in einer Suchzeitung auf eine Anzeige ihrer Eltern, die im Juni nach Österreich geflüchtet waren. Fritz Felzmann hatte zunächst nahe der Grenze eine vakante Arztstelle gefunden. Als sein Kollege aus dem Krieg zurückkam, gingen er und seine Frau nach Wien. Die Tochter zog einige Monate später in die prekäre Unterkunft ihrer Eltern und legte unter schwierigen Bedingungen 1948 in Wien die Matura ab.

Wie alle sudetendeutschen Flüchtlinge waren die Felzmans nach dem Krieg staatenlos, das heißt Menschen ohne Rechte. Sie hatten kein Wahlrecht, erhielten bei der Währungsreform nur das „Kopfgeld“, und Fritz Felzmann durfte keine feste bezahlte Anstellung annehmen und keine Praxis eröffnen.

Tielsch studierte nach der Matura Zeitungswissenschaft und Germanistik. Da sie als „Ausländerin“ die dreifache Studiengebühr bezahlen musste, übte sie während des Studiums allerlei Hilfsarbeiten aus. Als junge Studentin heiratete sie den Medizinstudenten und späteren Arzt Rudolf Tielsch. Das erste von vier Kindern, ihr Sohn Rainer, wurde 1951 geboren.<sup>9</sup> 1953 promovierte sie mit einer Doktorarbeit über die Wiener Wochenzeitschrift *Die Zeit*<sup>10</sup>.

Tielsch hatte seit Beginn der 1950er Jahre Kontakt zur Wiener Literatur- und Theaterszene und publizierte hin und wieder Texte und Gedichte; doch ihr erstes Buch, die Lyriksammlung *In meinem Orangengarten*, kam erst 1964 heraus.<sup>11</sup> Seitdem erschienen in regelmäßigen Abständen Lyrikbände, später Erzählungen, Romane, mehrere Reiseskizzen und Essays.



Obgleich sich Ilse Tielsch als Schriftstellerin den wechselnden Marktbedürfnissen nicht anpasste und schreibend ihren eigenen Weg ging, erwarb sie sich allmählich eine über die deutschen Sprachgrenzen hinausgehende Leserschaft. Ihre Werke wurden in ca. 20 Sprachen übersetzt. Auch die Reihe der Literaturpreise, die sie seit 1964 erhielt, ist lang. Sie gehört dem Österreichischen Schriftstellerverband an und war von 1990 bis 1999 Erste Vizepräsidentin des Österreichischen P.E.N.-Clubs.

Diese knappe biografische Notiz sagt nichts aus über persönliche Schicksalsschläge, zu denen der Verlust zweier Kinder gehört, über enttäuschte Hoffnungen und Augenblicke des Glücks. Alles in allem verlief dieses Leben nicht spektakulärer als das Leben unzähliger anderer Menschen, die durch die geschichtlichen

Ereignisse aus ihrem natürlichen Umfeld gerissen und in die Fremde getrieben wurden.

Ilse Tielsch gehört einer Generation an, deren Vertreter alt genug waren, um am Ort ihrer Geburt Wurzeln zu fassen, aber zu jung, um in die Ereignisse jener Jahre schuldhaft verstrickt zu sein. Das durch die politischen Verhältnisse abrupte Ende der Kindheit und die bald darauf folgende Vertreibung aus der Heimat blieben für diese Generation eine einschneidende Erfahrung. Mit dem Gefühl der Fremdheit und existenziellen Unsicherheit, das sie nach dem Verlust der Heimat zeitlebens begleitete, hat sich diese Schriftstellerin vor allem in der Lyrik auseinandergesetzt. In ihren Gedichten wird sie nicht müde, daran zu erinnern, dass jedes Haus wie ein Kartenhaus zusammenstürzen kann<sup>12</sup>, dass jeder Aufenthalt „vorläufig“ ist.<sup>13</sup> Aufforderungen wie „Hüte dich“<sup>14</sup>, „Gewöhne dich nicht“, gerichtet an sich selbst und andere, kehren leitmotivisch in ihren Versen wieder: „Gewöhne dich nicht / an die Sprache / gewöhne dich nicht / an die Gegend / gewöhne dich nicht / an dein Haus“.<sup>15</sup>

## Gewöhne dich nicht

Gewöhne dich nicht  
an die Sprache  
gewöhne dich nicht  
an die Gegend  
gewöhne dich nicht  
an dein Haus.

An den sanften Schnee  
gewöhne dich nicht  
der vor den Fenstern fällt  
gewöhne dich nicht  
an Namen  
gewöhne dich nicht  
an ein Gesicht.

Schreib auf:  
es dauert nichts.  
Streiche das  
Immer  
aus den Wörterbüchern.

Nichts bleibt.

Sprich Liebe aus  
wie Regen  
der vorübergeht.

(aus: Ilse Tielsch, *Anrufung des Mondes*.  
Verlag Jugend & Volk, Wien 1970, S. 34)

## „[...] und die Märchen verblassten vor den Schrecken der Wirklichkeit“ – Ilse Tielschs Romane und Erzählungen

In der einleitend erwähnten Skizze *Amerika* erzählt die Autorin, wie sie über Winnetous Tod als Zehnjährige bitterlich weinte, aber nichts von den „Marterpfählen“ im eigenen Land wusste. Das sollte sich bald ändern: „Sie wuchs, und die Märchen verblassten vor den Schrecken der Wirklichkeit“.<sup>16</sup> Von diesen „Schrecken der Wirklichkeit“ sprechen vor allem ihre Prosatexte.

Als Erzählerin trat Ilse Tielsch relativ spät auf den Plan. Fast ein Jahrzehnt nach ihrer ersten Lyriksammlung veröffentlichte sie drei Erzählungen unter dem Titel *Begegnung in einer steirischen Jausenstation*,<sup>17</sup> gefolgt 1977 von einem Band satirischer Geschichten.<sup>18</sup> Erst als „Frau von fünfzig Jahren“ begann sie, sich in ihrer Prosa mit dem auseinanderzusetzen, was immer noch schmerzte, mit dem Verlust der Heimat, der Vertreibung ihrer Familie und all der Menschen, die seit Jahrhunderten in Böhmen und Mähren ansässig waren, mit den Schwierigkeiten des Neuanfangs in der Fremde.



### In einem Becher aus böhmischem Glas

mische ich  
die Wasser der wilden Teß  
mit einem Sonnenuntergang  
an der Elbe,  
Macocha, felsenfarben,  
baumkronenumschäumt,  
eingeschlagen in den Geruch  
reifen Fenchels,

ich gieße dazu  
den heißen Wind  
über den abgeernteten Feldern,  
Hauseinfahrten mit Mais,  
Akazienblüte  
und im weichen Staub eines Wegs  
die Spur nackter Kinderfüße.

Ich mische gut:  
Dorfbrunnensonntag  
und Walderdbeeren,  
Klematis und Kurkapelle,  
Beginn und Verzicht.

Und da, vor meinem geöffneten  
Fenster,  
verblaßt die Häuserwüste Wien  
zu einem weitschwingenden,  
wellenwerfenden,  
schlesischen Flachsgewässer.

(aus: Ilse Tielsch, *Anrufung des Mondes*.  
Verlag Jugend & Volk, Wien 1970, S. 42)

Dieses Zögern, sich schreibend mit traumatisierenden Ereignissen zu beschäftigen, hat verschiedene Gründe. Die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen versuchten zunächst, das nackte Leben zu retten, zu überleben und weiterzuleben. In ihrer Situation war es einfacher, sich nicht „umzudrehen“, sondern sich zu sagen, was „vergangen ist, ist vergangen“<sup>19</sup> und nach vorn zu schauen. Dazu kam für Schriftsteller die Situation auf dem literarischen Markt. Themen wie Flucht und Vertreibung, Heimatliebe und Heimatverlust galten als unerwünscht. Wer diese Tabus brach, lief Gefahr, in die Ecke der „Revanchisten“, der „ewig Gestrigen“ gedrängt zu werden. Doch die Vergangenheit lässt sich nicht ein Leben lang verleugnen: „Wir können längere Zeit so leben, als gäbe es das Vergangene nicht, als wären nur Gegenwart und Zukunft wichtig, aber die Vergangenheit holt uns ein“, heißt es in Tielschs Roman *Die Ahnenpyramide*.<sup>20</sup>

Den Beginn einer langjährigen Beschäftigung mit der Vergangenheit markiert die bandfüllende Erzählung

*Erinnerung mit Bäumen*,<sup>21</sup> in der die Schriftstellerin versucht, in fiktivem Gewand eine relativ kurze Episode ihres Lebens zu rekonstruieren, nämlich die Monate, die sie im Frühjahr 1945 auf dem bereits erwähnten Bauernhof in Oberösterreich verbrachte. Die Protagonistin der Erzählung heißt Anna; diesen Namen wird auch die zentrale Gestalt der später veröffentlichten Romantrilogie tragen.

*Erinnerung mit Bäumen* ist unter anderem deshalb interessant, weil Tielsch hier zum ersten Mal Erfahrungen, die sich dem erinnernden Menschen stellen, in ihren Schreibprozess einbezogen hat. Als sie vor dem verfallenden Hof steht, stellt Anna fest, dass sich ihre Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegsmonate nicht mehr chronologisch ordnen lassen, dass Vergangenes nicht beliebig abrufbar ist. Sie konstatiert die Lückenhaftigkeit ihres Gedächtnisses und bezweifelt die Zuverlässigkeit ihrer Erinnerungen, da diese „nicht selbst Erfahrenes, nicht mit eigenen Augen Gesehenes“ (EB, 56) einbeziehen. Auch gelingt es ihr nicht, sich mit dem Kind, das sie einst war, zu identifizieren. Es ist ihr ebenso fremd geworden wie die 16-Jährige, die einige Monate auf diesem Hof lebte.

Ein Jahr später erschien Tielschs erster Roman *Die Ahnenpyramide*, dem zwei weitere Romane, *Heimatsuchen*<sup>22</sup> und *Die Früchte der Tränen*<sup>23</sup>, folgten.

Auf insgesamt 1300 Seiten spannt dieser dreibändige Zyklus den Bogen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Erzählt wird von einer weit verzweigten Familie aus dem böhmisch-mährischen Grenzgebiet, wobei sich die Autorin vorrangig auf die eigene Familiengeschichte stützt. Trotzdem sind die Bücher nur „sozusagen“ autobiografisch, da trotz unübersehbarer Gemeinsamkeiten letztlich doch keine Identität zwischen den Protagonisten und ihren Vorbildern besteht.<sup>24</sup>

Die Problematik des Sich-Erinnerns, die Zweifel, inwieweit Zeitzeugen Glauben zu schenken sei, die Versuche, eigene Informationsdefizite zu verringern, werden – ähnlich wie in Christa Wolfs Roman *Kindheitsmuster* – konstant in den Prozess des Schreibens einbezogen, sodass nach Worten der Autorin „eine neue Form literarischer Bewältigung von Gegenwartsgeschichte“<sup>25</sup> entsteht, eine

„Wir können längere Zeit so leben,  
als gäbe es das Vergangene nicht, als wären  
nur Gegenwart und Zukunft wichtig, aber die  
Vergangenheit holt uns ein“



Mischung aus Autobiografischem, Historischem und Fiktivem.

Erzählt wird auf zwei Ebenen. Da sich der Handlungsstrang der Gegenwart ständig mit Ereignissen aus ferner und näherer Vergangenheit überkreuzt, muss sich der Leser an Zeitsprünge gewöhnen. Auf der Ebene der Gegenwart versucht eine Frau namens Anna F. das Leben derjenigen, die vor ihr waren, und ihre eigene Kindheit und Jugend in Mähren, von der sie sich wie durch einen Riss getrennt fühlt, zu rekonstruieren. Da der in der Ich-Form erzählenden Anna F. das Kind, das sie einst war, „entfremdet“ ist – das Problem stellte sich bereits in *Erinnerung mit Bäumen* –, nennt sie es Anni und spricht von ihm in der dritten Person, der Sprachfigur der Distanzierung.

Die Handlung der drei Romane ist durch die Geschichte der Anna F./Anni und ihrer Familie miteinander verknüpft, doch liegt der Schwerpunkt in jedem Band auf einem anderen Thema.

In der *Ahnenpyramide* wird auf weiten Strecken von der jahrhundertelangen Präsenz der Deutschen in Böhmen, Mähren und Nordungarn erzählt. Unter den Nachkommen dieser Männer und Frauen, die Herrscher ins Land holten, um Wälder zu roden, Äcker zu bestellen, Dörfer und Städte zu bauen, gab es nicht nur Bauern, sondern auch Weber, Färber, Glasbläser, später Soldaten, Beamte und Ärzte. Mithilfe ihrer Fantasie gelingt es Tielsch, einige dieser Gestalten höchst lebendig werden zu lassen, indem sie sich vorstellt, wie sie lebten, liebten, sich durchs Leben kämpften und starben.

Dabei ist der Blick der Autorin keineswegs getrübt für die Härte entschwundener Zeiten. Ob im 16. oder im 20. Jahrhundert, ein „Märchenort“ war die Welt nie. Frauen wurden gegen ihren Willen verheiratet; Mädchen, die einen „Fehltritt“ begangen hatten, nahm man ihr Kind weg; Menschen schieden freiwillig aus dem Leben. Zu allen Zeiten wurde verraten, geprügelt, gemordet.

Was Tielsch ihre Protagonistin in epischer Breite vom Schicksal ihrer Vorfahren erzählen lässt, hat sie in einem Gedicht in komprimierter Form ausgedrückt: „Abends unter der freundlichen Lampe / erscheinen mir jene / die vor mir waren: // mein Urahn der Waldübergeher / in burgenländischen Wäldern / von bärtigen Schmugglern geschlachtet / sein Sohn verwaist mit sieben Jahren / von mildtätigen

gen Verwandten geprügelt geschunden / Bäckerjunge im hunderttürmigen / Prag / der Feldgärtner / der sich im Gebälk seiner böhmischen Scheune erhängte //“. Die Stimmen dieser längst Toten drängen sich ihr auf mit der Bitte: „vergiß uns nicht / ehe du stirbst“<sup>26</sup>.

Doch es ist nicht nur von Einzelschicksalen die Rede. Anna F., in deren Familie es mehrere Glasschleifer gab, berichtet vom vergessenen Elend dieser Menschen, denen wir verdanken, „was auf den Tafeln der Reichen in allen Farben des Regenbogens glitzerte“ (AP, 135). Sie verwendet statistische Angaben, die sie in Archiven findet: „Von hundert Kindern erreichten in den Familien der Glasschleifer nur siebenundvierzig das zweite Lebensjahr, von hundert Schleifern starben fünfundsiebzig an Tuberkulose.“ (AP, 37)

In der Ende des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Reichenberger Zeitschrift *Der Textilarbeiter* fand die Schriftstellerin Auskünfte über die Lebensbedingungen der Weber. In Mährisch Trübau, wo ihr Vater aufwuchs, gab es eine Textilfabrik, deren Arbeiter zum Teil aus weit entfernten Dörfern kamen und erst nachts zurückkehrten. Manchmal erforderte einer von ihnen im Winter auf dem Weg zur Arbeit oder auf dem Heimweg von der Fabrik. Auch diese Informationen fließen in den Roman ein.

Fast vierhundert Jahre Familiengeschichte enden im ersten Band auf der Ebene der Vergangenheit im Jahr 1945. Wie die damals 16-jährige Autorin selbst wird die Protagonistin Anni kurz vor Kriegsende allein in einen nach Westen fahrenden Zug gesetzt. Wenig später erfolgt die Flucht der Eltern, die in der

### Die Wände meines Hauses

Durch die Wände  
meines Hauses  
kamen viele  
die ich nicht gerufen  
hatte

andere  
auf die ich heute noch  
warte  
kamen nie

(aus: Literaturkreis Podium, Tag der Lyrik 79)



Trilogie die Namen Heinrich und Valerie tragen, nach Österreich. Auf der Ebene der Gegenwart wird am Schluss von einer Reise berichtet, die Anna F. Jahrzehnte später in Begleitung ihres Mannes in ihre Heimatstadt B. macht. Das Haus, in dem ihre Eltern gewohnt haben, steht noch, aber sie fühlt sich fremd. Eigentlich, so stellt die Erzählerin fest, „sollten wir nicht versuchen, dorthin zurückzukehren, wo wir Kinder gewesen sind“ (AP, 425).

Der zweite Band, *Heimatsuchen*, spielt auf der Ebene der Vergangenheit in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Wie aus dem Titel hervorgeht, ist das zentrale Thema die Suche der aus der Heimat Geflüchteten oder Vertriebenen nach einem Ort, an dem sie bleiben können. Anni und ihre Eltern gehören zu diesen „Unbehausten“.

Die Märchenwelt des Kindes Anni liegt nun in weiter Ferne. Die Heranwachsende muss sich in einer chaotischen Welt zurechtfinden, in der alle Sicherheiten hinfällig geworden sind.

Den meisten aus ihrer Heimat Vertriebenen geht es zunächst nur um das Überleben. Doch

auch das wird für viele zur unlösbaren Aufgabe – Hunderttausende erfrieren auf der Flucht, sterben an Entkräftung oder an Typhus, wenn sie nicht einfach verhungern. Vergewaltigte Frauen oder Heimkehrer, deren Frauen einen anderen Mann fanden, scheiden aus Verzweiflung freiwillig aus dem Leben. Manchmal begehen ganze Familien Selbstmord. Auch Heinrich, der Arzt, trug „immer eine Dosis eines rasch wirkenden Giftes für sich und seine Familie bei sich [...]“ (HS, 102, auch AP, 399). Seine kleine Familie sollte im Leben wie im Tod zusammenbleiben.

Bei den Vorarbeiten zu ihren Romanen hat Tielsch unter anderem Personen befragt, die nach dem Zusammenbruch in ihrer angestammten Heimat bleiben wollten oder nicht rechtzeitig flohen. Deren Berichte transponiert sie in das epische Geschehen. Ein entfernter Verwandter, Josef S., erzählt, was sich nach dem Krieg in Mähren abspielte. Man erschlug seinen Vater, seine vergewaltigte 18-jährige Schwester wurde wahnsinnig, die Mutter und ihn schickte man getrennt zur Zwangsarbeit. Eine der unzähligen Horrorgeschichten des 20. Jahrhunderts.

Die Erzählerin gesteht, dass sie nach diesen und anderen Berichten „wochenlang unter schrecklichen Träumen gelitten“ (HS, 165) habe. Valerie bittet sie,

nichts davon in ihr Buch zu schreiben, „es ändert ja nichts, wir müssen alles vergessen“ (HS, 163). Doch die Tochter will das Vergangene nicht vergessen. Allerdings liegt es ihr auch fern, Hass zu schüren. Sie möchte nur so wahrheitsgemäß wie möglich erzählen.

In *Heimatsuchen* wird auch eine im wahrsten Sinne des Wortes „unheimliche“ Geschichte erzählt, die Anni im Wien der unmittelbaren Nachkriegszeit erlebte und die sie ängstigte und zugleich faszinierte.<sup>27</sup> Ein ehemals begütertes Geschwisterpaar aus ihrer Heimatstadt hat ihren Eltern in Wien zwei Zimmer vermietet. Einen eigenen Schlüssel erhalten die unwillkommenen Untermieter nicht. Sie müssen klingeln. In der geräumigen Wohnung gibt es ein verschlossenes Zimmer, in dem ein Bruder der Geschwister lebt. Vielleicht ist er nur ein Sonderling? Vielleicht handelt es sich um einen extrem menschen-scheuen oder gar wahnsinnigen Menschen? Anni wird es nie erfahren. Das Gesicht dieses Mannes

zeigt sich dem Mädchen zuweilen, wenn es aus der Schule kommt und an der Fassade des verkommenen Hauses emporblickt, hinter einer verstaubten Fensterscheibe.

Auf der Ebene der Gegenwart kehrt Anna F. mehrere Jahrzehnte später, genauer gesagt 1981, in die schmale Gasse zurück, in der sie nach dem Krieg über ein Jahr mit ihren Eltern wohnte. Das Haus sieht noch verfallener aus; es ist unbewohnt, man hat aus den Wohnungen Lagerräume gemacht. Wie vor vielen Jahren wird der Blick der Frau angezogen „von den blinden, seit Jahren nicht gereinigten Scheiben“. Der „Umriß eines Kopfes erscheint hinter dem schmutzigen Glas, ein blasses, von einem dunklen Bart umrahmtes Gesicht zeichnet sich undeutlich ab“. (HS, 320). Dann verschwimmt die Erscheinung, das Bild löst sich auf. Nur das Fensterglas bleibt, auf dem sich der Staub vieler Jahre festgesetzt hat. Dieses „öde Haus“<sup>28</sup> mit dem zuweilen hinter den verschmutzten Scheiben auftauchenden Schatten des Mannes werden in *Heimatsuchen* zu einem Symbol für das Gefühl des Unbehaustseins, das Anni in der unmittelbaren Nachkriegszeit empfand.

Doch im zweiten Band der Trilogie wird auch erzählt, wie dieses Gefühl der Fremdheit allmählich schwindet. Annis Familie findet eine andere Wohnung; das Mädchen gewinnt neue Freunde, verliebt sich wieder, erlebt Enttäuschungen, besucht die Tanzstunde, das

*Die Erzählerin gesteht, dass sie nach diesen und anderen Berichten „wochenlang unter schrecklichen Träumen gelitten“ habe.*



heißt sie versucht wie die meisten jungen Menschen nach dem Krieg, „normal“ zu leben. Auf der Ebene der Vergangenheit endet der Roman in den 1950er Jahren mit der Hochzeit von Bernhard und Anni. Die Gegenwartshandlung führt bis ins Jahr 1981.

Bevor der dritte Band des Zyklus zum Abschluss gelangte, vergingen mehrere Jahre. In der Zwischenzeit veröffentlichte Tielsch eine weitere Lyriksammlung und die bandfüllende Erzählung *Fremder Strand*.<sup>29</sup> Diese Erzählung spielt in einer der Autorin und ihrer Protagonistin, der Fotografin Irene, fremden Gegend, nämlich der Wattlandschaft der Nordsee.<sup>30</sup> Irene hat eine vor zehn Jahren an diesem Ort begonnene und unerwartet von Seiten des Mannes abgebrochene Beziehung, derentwegen sie ihre Familie verlassen wollte, innerlich nicht bewältigt. Auf der Deichkrone stehend beobachtet sie das „Ferienglück“ der Urlauber, und fragt sich, wie viele von den Menschen „da unten einander wirklich lieben“. Ihre Freundin Ines antwortet, wenn sie mit „wirklich“ „jene Art von Liebe gemeint haben sollte, die alles hinnähme und alles ertrage, die alles überdauernde und zu jedem Opfer bereite, Körper und Geist zu einer untrennbaren Einheit verschmelzende Liebe, von der in den Märchen die Rede sei, die komme, ihres Wissen nach, heute wohl kaum noch vor“ (FS, 51). Ines ist es aber auch, die ihre Freundin daran erinnert, dass es kein Leben gibt, „in dem nicht auch Glück enthalten ist“ (FS, 55). Irene erfährt während ihres Aufenthalts, was es mit dem Verschwinden des Mannes auf sich hat. Das ermöglicht ihr, die Gegenwart und ihre Ehe mit anderen Augen zu sehen. Sie begreift, dass es trotz aller Fremdheit in der Paarbeziehung Momente der Nähe gibt. Als ihr Mann und sie auf die bis zum Horizont reichende Wasserfläche blicken, erinnert sie sich an ein Bild des Malers Richard Fleissner<sup>31</sup>, auf dem zwei Menschen über das Watt gehen. „Inmitten einer riesigen, unendlich scheinenden Fläche sind sie zu sehen, weit draußen, zwei winzige Punkte, als zueinander gehörende Menschen erkennbar, einander nahe und doch voneinander getrennt, zu zweit und doch einsam. Einsamkeit zweier Menschen, die zu zweit unterwegs sind, die Einsamkeit der Zweisamkeit, inmitten einer endlosen Fläche aus Wasser und Sand“ (FS, 122 f.).

Der letzte Band der Trilogie, *Die Früchte der Tränen*, erschien 1988. Die Geschichte von Valerie, Heinrich und ihrer nun verheirateten Tochter wird in den 1950er Jahren fortgesetzt. Anni und Bernhard wohnen zunächst bei den Schwiegereltern. Ein Sohn

### Auf der Deichkrone stehend bei Flut

Hüte dich  
vor der Idylle  
das Meer  
glänzt silbern  
über den sterbenden Fischen

(aus: Ilse Tielsch, *Zwischenbericht*.  
Verlag Grasl, Baden bei Wien 1986, S. 62)

wird geboren. Sie erhalten – und es erscheint ihnen wie ein Wunder – im zerstörten Nachkriegswien eine winzige Wohnung. Fernweh verdrängt das Heimweh. 1954 fährt das junge Paar mit einem soeben erstandenen Motorroller nach Italien. Anni sieht zum ersten Mal das Meer, von dem sie als Kind in Mähren geträumt hatte.

Im Nachhinein findet die Erzählerin, dass der Lebenswille ihrer Generation in jenen Jahren groß war: „Wir hatten Zerstörung in größtem Ausmaß erlebt, aber wir glauben noch an die Unzerstörbarkeit der Welt.“ (FT, 220) Doch während man in Europa dabei ist, die Spuren des letzten Kriegs zu beseitigen, wird in der Welt schon wieder Krieg geführt.

*Die Früchte der Tränen* endet auf der Ebene der Vergangenheit im Jahr 1956. Die brutale, von den Westmächten geduldete Niederschlagung des Ungarnaufstands führte zu einer erneuten Fluchtwelle. Geschichte wiederholt sich, wenn auch unter anderen Vorzeichen: „Wieder strömten Flüchtlinge über die Grenze, wieder gab es Vertriebene, Heimatlose. [...], wieder gab es Entwurzelte, die auf der Suche nach einer neuen Heimat waren.“ (FT, 450 f.) Annas Mutter denkt an die Trecks, die sie vor gar nicht langer Zeit an ihrem Haus in B. vorbeiziehen sah, und an ihre eigene Flucht. „Die vielen Tränen, die geweint worden sind, sagte sie, hätten die Welt verändern müssen, aber mir kommt es jetzt schon so vor, als ob sie umsonst geweint worden sind. Ein Regen von Tränen, sagt sie, ist auf die Erde gefallen, aber er hat keine Wirkung gehabt. Früchte, wie sie hätten wachsen müssen, sagte die Bauerntochter Valerie, solche Früchte sehe ich nicht!“ (FT, 452)

Diese Feststellung klingt entmutigend. Doch Tielsch lässt den Roman mit einer optimistischeren „Vision“ enden. Anna fährt noch einmal in die ehemalige Heimat und besucht mit ihren nun schon erwachsenen Kindern ihre Geburtsstadt. Das Bild der Ahnenpyramide, das der kleinen Anni Furcht einflößte, ängstigt die erwachsene Erzählerin längst nicht



mehr. Was sie nun fürchtet, ist die Zukunft, die ihre Kinder erwartet. Denn wenn der Mensch bewusst in der Gegenwart leben will, ist nicht nur das Gestern wichtig, sondern auch das Morgen. Als die Erzählerin zu den Fenstern der Wohnung aufblickt, in der sie ihre Kindheit verbracht hat, war ihr auf einmal, „als zeichne sich hinter einem der Fenster ein Schatten ab, als bewege, als forme er sich, ich glaubte Valerie, meine Mutter zu erkennen, sie drohte mir mit dem Zeigefinger. Du mußt an das Glück glauben, rief sie mir zu, es gibt das Gute, du darfst nicht aufhören, daran zu glauben.“ (FT, 471)

Nicht umsonst stellt die Autorin an das Ende dieses Epos, in dem so oft von den „Schrecken der Wirklichkeit“ die Rede ist, die Aufforderung, weiterhin – der Wirklichkeit zum Trotz – „an das Gute“ zu glauben. Denn wenn die Welt für die Autorin „kein Märchenort“ ist, so ist sie auch nicht die Hölle, in der es keine Hoffnung mehr gibt.

Wer die drei Romane aufmerksam liest, wird unschwer feststellen, dass keinesfalls nur vom negativen Zustand der Welt die Rede ist. Zwar weigert sich diese Autorin, die „Schrecken der Wirklichkeit“ zu verschweigen und zeichnet das von Menschen Erlittene auf, doch immer wieder erzählt sie von empfangener Hilfe, von Gesten der Menschlichkeit, von Wundern, die möglich wurden, weil sich Menschen, seien es nun Tschechen, Russen oder Deutsche, in unmenschlichen Zeiten nicht vom Weg der Menschlichkeit abbringen ließen. Annas Mutter hat mehrmals solche kleinen Wunder erlebt, die sie in ihrem Glauben bestärken, dass überall gute und schlechte Menschen leben, „der liebe Gott verteilt sie auf der ganzen Welt“ (HS, 309). Ihre Erfahrungen, die guten und die bösen, haben sie gelehrt, dass es „immer und überall“ auf den einzelnen Menschen ankommt (HS, 46).

„Wer behauptet, es gäbe keine wirklichen Wunder, hat vermutlich niemals eines erlebt“, heißt es im letzten Band der Trilogie (FT, 250). Ausführlicher wird dann von einem Wunder erzählt, das einem Bekannten von Anna F. im hungernden, frierenden Nachkriegsberlin widerfuhr. Hermann, so sein Name, lebte mit Frau und Kind in einer Bombenruine. Als sie nichts mehr zu heizen und nichts mehr zu essen hatten, als die Not am höchsten war, sei, so erzählt Hermann, ein Wunder geschehen. Er war, nachdem er etwas Kohle gehamstert hatte, zusammengekrümmt in einer Ecke der U-Bahn eingeschlafen. Beim Erwachen fand er unter seiner linken Hand ein Bündel mit zer-

knüllten Dollarscheinen. „Welchem Schleichhändler, Schwarzhändler, Schieber, hat damals [...] ein zerknülltes Bündel Dollarscheine gefehlt? Welcher Engel hat einem Schwarzhändler oder Schieber ein Bündel Dollarscheine aus der Tasche genommen, es unter die Hand des frierenden, hungrigen Hermann geschoben? Wir werden es niemals erfahren.“ (FT, 252) Was Hermann angeht, so ist er sicher, dass es ein Engel war, der einem Reichen nahm, um einem Armen zu geben. Und die Erzählerin widerspricht ihm nicht: „Warum soll, was in Märchen häufig geschildert wird, nicht einmal auch in der Wirklichkeit geschehen sein? Ein Wunder, das sich wirklich ereignet hat, jedenfalls etwas, was sich als Wunder bezeichnen läßt.“ (FT, 252 f.)

## „Fremd bin ich ausgezogen ...“ – Ilse Tielschs Reiseaufzeichnungen

Das dreibändige Epos über das Schicksal der Deutschen aus Böhmen und Mähren wird Ilse Tielschs *opus magnum* bleiben; doch wäre ein Überblick über ihre Prosa unvollständig, ließe man ihre Reiseaufzeichnungen außer Acht.<sup>32</sup>

Zahlreiche Reisen, private mit ihrer Familie oder offizielle mit Lesungen und Vorträgen, boten der Schriftstellerin, deren Devise lautet, „Gewöhne dich nicht“, die Möglichkeit, „sich vom Zwang des Gewohnten zu befreien, Fremdes zu erkunden, zu ertasten, zu hören, zu erleben“<sup>33</sup>. Reiseeindrücke finden oft in der Lyrik ihren Niederschlag. Später veröffentlichte die Schriftstellerin ihre Reiseimpressionen separat, wobei sie die unterwegs gemachten Notizen nach der Rückkehr durch zusätzliche Informationen ergänzte. Ähnlich wie in ihren Romanen geht es ihr darum, subjektive Eindrücke durch nachprüfbarere Fakten zu objektivieren oder durch Wissenswertes über die Geschichte des bereisten Landes zu vervollständigen.

Tielsch reiste relativ früh in ihre Heimat, zum ersten Mal Mitte der 1960er Jahre. Diese Reisen waren

**SOEBEN ERSCHIENEN:**  
**Ilse Tielsch: Unterwegs – Reise-**  
**notizen und andere Aufschrei-**  
**bungen. Literaturedition Nieder-**  
**österreich, 367 Seiten.**  
**ISBN 978-3-902717-00-9**







für sie, doch das gilt wohl für alle, die ihre unwiderrufflich verlorene Heimat aufsuchten, mit widersprüchlichen, oft enttäuschenden, immer schmerzhaften Erfahrungen verbunden. Der oberschlesische Schriftsteller Horst Bienek (1930–1990) schrieb nach einer Reise an die Stätten seiner Kindheit: „Was ist es, was sich da verändert? Der erste Blick tötet, man braucht den zweiten Blick, um zu begreifen.“<sup>34</sup> Tielsch hat diese Zeilen ihrem 1991 erschienenen Buch, *Die Zerstörung der Bilder. Unsentimentale Reise durch Böhmen und Mähren*, als Motto vorangestellt.

In diesem Band wird zuweilen an weiter zurückliegende Reisen in die ehemalige Heimat erinnert, die dem Leser der Trilogie teilweise bekannt sind. Im Mittelpunkt stehen jedoch Aufzeichnungen von einer im Auftrag einer Zeitung unternommenen Reise in die Tschechoslowakische Republik im Juni 1990. Auf dieser Reise gibt es immer wieder Momente, in denen der „Rückkehrerin“ plötzlich bewusst wird, wie sehr sie dieses Land geliebt hat und immer noch liebt. Öfter aber überfällt sie ein Gefühl der Fremdheit, das sie von anderen Fahrten nach Mähren kennt. „Ich gehe herum und fühle mich fremd“ (ZB, 155), heißt es über einen Besuch in Mährisch Trübau. In Znaim, einer kleinen mährischen Stadt, in der sie gegen Kriegsende für kurze Zeit die Mittelschule besuchte, hat sie den Eindruck, alles, woran sie sich erinnert, habe sich ganz woanders zugetragen: „Das Znaim, das ich gekannt habe, liegt auf einem anderen Stern.“ (ZB, 20)

Märchen, Sagen und Geschichten, die sie als Kind gehört oder gelesen hat, werden beim Anblick der Landschaft wieder lebendig. Sie denkt an die Töchter des Wassermanns, die ihr grünes Haar im Mondlicht strahlen und sich nach Menschengesichtern sehnen. Die Reste der Maidenburg erinnern an die Geschichten von den schönen Jungfrauen, die am Abhang des Berges versteinert zu sehen sind. Werden diese Geschichten mit ihr sterben? „Haben die neuen Bewohner neue Geschichten für sich und ihre Kinder erfunden, haben sie andere Geschichten von dort, wo sie gelebt haben, mitgebracht?“ (ZB, 32) Diese Fragen stellt sich die Reisende, weil sie inzwischen weiß, dass viele Menschen, die in ihrer ehemaligen Heimat leben und in Häusern wohnen, die einst andere bauten, nicht freiwillig kamen, sondern zwangsweise hierher geschickt, also auch „umgesiedelt“ wurden. Die jetzigen Bewohner mussten sich erst wieder, wie die von hier Vertriebenen, ein neues Zuhause schaffen. Mit diesem Wissen verschwindet

die unsichtbare Grenze zwischen Betroffenen und Nicht-Betroffenen.

Was Ilse Tielsch angeht, so stellt sie fest, dass Märchen und Sagen über Jahrzehnte hinweg unvergessen blieben. Ihr glückliches Ende, das an Gerechtigkeit glauben lässt, tröstet die erwachsene Frau hingegen nicht mehr. Das zeigt sich bei einem Besuch der sagenumwobenen Macochaschlucht<sup>35</sup>, die in ihrem Werk wiederholt erwähnt wird.<sup>36</sup>

Nach der Volksüberlieferung lockte eine Stiefmutter ihren kleinen Stiefsohn in den Wald zum Beerensuchen, um ihn zu Gunsten des eigenen Sohnes zu beseitigen. Der vom Felsen in die Tiefe gestoßene Knabe verfiel im Wurzelwerk und wurde gerettet. Zur Strafe für die böse Tat wurde die Stiefmutter von den Dorfbewohnern in die Schlucht gestürzt.

### Warnung

Laß dich nicht  
täuschen  
wenn die verkleideten  
Wölfe  
mit Kreidestimmen  
singen  
vor deiner  
Tür

(aus: Literaturkreis Podium, Tag der Lyrik 1980)

Die eiserne Plattform über dem Abgrund, auf der die Schriftstellerin als zehnjähriges Kind gestanden war, ist unverändert geblieben. Sie selbst jedoch hat sich geändert. Die alte Sage versteht sie nun als „dunkle Metapher“ für den Zustand der Welt: „Das Kind, das man von dem Felsen stieß, wird mir zum Symbol für alle ihrer Fremdheit wegen Ungeliebten [...], die ihr Anderssein mit dem Leben bezahlten und immer noch bezahlen. Der Märchenschluß, der mich einst getröstet hat, ist mir heute kein Trost mehr, kann mir keiner sein, denn der primitive Haß, der das Kind der anderen Hautfarbe oder Religion, das Kind mit der anderen Sprache, das von einer anderen Mutter geborene Kind also, aus dem Nest wirft, wurde mit jener Märchenmutter nicht aus der Welt geschafft.“ (ZB, 163).



Freilich wird man diesen Reiseaufzeichnungen nicht gerecht, wenn man sie nur aus dieser Perspektive liest. Aus der Sicht der „Wendezeit“, in der fast verschüttete Hoffnungen wieder lebendig werden, plädiert Ilse Tielsch in dem kleinen Band *Die Zerstörung der Bilder* noch einmal nachdrücklich für eine individuelle und kollektive Aufarbeitung der deutsch-tschechischen Vergangenheit. Sie zitiert aus dem Brief einer in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen, die ihr schrieb, es nütze der nachfolgenden Generation nur, wenn auf beiden Seiten ein Strich unter die Vergangenheit gezogen werde. Ihre Antwort lautet, man könne „diesen Strich nur ziehen, wenn man das Vergangene kennt, wenn man sich über das Vergangene so gründlich wie möglich informiert hat, und dies auf beiden Seiten. Man darf über das Vergangene nicht hinwegsteigen, als wäre es nicht gewesen.“ (ZB, S. 125) Die Tatsache, dass diese „unsentimentale Reise durch Böhmen und Mähren“ bald darauf ins Tschechische übersetzt wurde, ist für den deutsch-tschechischen Dialog ein gutes Omen.

Abschließend sei noch auf den Band *Eine Winterreise* hingewiesen, in der Eindrücke einer achttägigen Lesereise erzählt werden, die Tielsch Ende Oktober 1997 auf Einladung des österreichischen Kulturinstituts durch Bulgarien unternahm. In diesem Text, den die Schriftstellerin über ein halbes Jahrhundert nach Verlassen ihrer Heimat veröffentlichte, ist die Märchenwelt der Kindheit von der ersten Zeile an präsent.

### Dreißigtausend Meter

Dreißigtausend Meter  
in der Sekunde  
legt die Erde zurück

Kein Laut kein Geräusch  
kein Sausen kein Sirren  
(trügt mich mein mangelhaftes  
menschliches Ohr?)

Nur dieses Kältegefühl  
nur dieses Zittern  
das mich überkommt  
mitten im Sommer  
mitten am Tag

(aus: Literaturkreis Podium, Tag der Lyrik 78)

„Die mährischen Winter waren schneereich und kalt“ – so beginnt der Text. Ein kleines Mädchen träumt von Prinzessinnen, die nach Rosenöl duften, das, so erzählt ihr die Mutter, in Bulgarien hergestellt werde. Dort wachsen die Rosen auf riesigen Feldern und „wenn sie blühen, duftet das ganze Land. Von da an war Bulgarien für das Kind jenes Land, aus dem die Könige seiner Märchenwelt das Rosenöl für das Badewasser ihrer wunderschönen Töchter kommen ließen. Bulgarien, das von Rosen überwachsene, das von Rosen durchduftete, das Rosenland.“ (WR, 5 f.). Etwas später, als die Halbwüchsige Karl May las, bereiste sie Bulgarien in ihrer Fantasie in Begleitung von Kara Ben Nemsi, der ein Fläschchen Rosenöl von einem türkischen Gartenaufseher geschenkt bekam mit den Worten: „In diesem Fläschchen wohnen die Seelen von zehntausend Rosen [...]“ (WR, 59).

Doch die Wirklichkeit und das seit der Kindheit fixierte Bild dieses fernen Landes haben wenig miteinander zu tun. Die Schriftstellerin fliegt an einem sonnigen Herbsttag von Wien ab und landet auf einem mit Schneematsch bedeckten Flughafen. Aus der Reise ins „Rosenland“ ist unerwartet eine „Winterreise“ geworden.

Von Sofia aus geht die Fahrt in Begleitung einer österreichischen Lektorin durch Nordbulgarien. Der äußeren Kälte entspricht zu Beginn der Fahrt ein Gefühl der Verlorenheit. Die Reisende hat den Eindruck, „in eine Zwischenzeit gefallen“ (WR, 40) zu sein. Alte Geschichten tauchen aus dem Dunkel auf, Erinnerungen an ihre Kinderzeit, aber auch an jüngst gemachte Reisen. Vielleicht liegt es daran, denkt sie, dass die Sprache, die um sie herum gesprochen wird, der zweiten Sprache ihrer Kindheit ähnlich ist. Ganz unerwartet erinnert sie sich beispielsweise an eine südmährische Sage aus den Zeiten, „als der Herrgott noch auf Erden wandelte“, und die erzählt, warum Gott den Menschen die Gabe nahm, den Zeitpunkt ihres Todes vorauszusehen (WR, 39). In Assoziation an die „Königsgärten“ mit den duftenden Rosen fällt ihr Dr. Königsgarten ein, ein Kollege ihres Vaters. Dieser jüdische Arzt konnte noch rechtzeitig aus ihrer Kleinstadt flüchten, doch niemand erfuhr, was aus ihm wurde. Ihr selbst ist von diesem Mann „nicht einmal der Schatten eines Bildes geblieben“ (WR, 82).

Doch die „alten Geschichten“ und die weniger alten, von denen die Schriftstellerin auf Schritt und Tritt begleitet wird, überwältigen sie nicht, weil sie längst das Vergangene mit seinen Lichtern und Schatten



angenommen hat. Das erlaubt ihr, durch Bulgarien mit offenen Augen zu reisen, „das Licht nicht zu übersehen, es dankbar zu registrieren, die Schatten jedoch einzubeziehen“ (WR, 169). So verbringt sie in diesem Land acht Tage „gelebte Zeit“ (WR, 172), die sie nicht mehr missen möchte. Zwar hat sie auf dieser „Winterreise“ keine blühenden Rosenfelder gesehen, doch bei einer Lesung überreicht ihr ein Mädchen „eine wunderschöne blutrote Rose an langem Stiel“ (WR, 55).

Am Ende des Buches werden zwei Verse aus einem Gedicht von Wilhelm Müller zitiert: „Fremd bin ich eingezogen, / Fremd zieh ich wieder aus ...“ (WR, 171). Es handelt sich um die ersten Zeilen des Gedichts *Gute Nacht*, mit dem Franz Schubert

(1797–1828) seine 1827 komponierte *Winterreise* eröffnet. Die welt- und lebensverneinende Grundhaltung der Müllerschen Gedichte entsprach zu diesem Zeitpunkt der todesdüsteren Stimmung des kranken Komponisten.

Ilse Tielschs eigene „Winterreise“, gleichfalls mit einem Gefühl der Kälte und Unbehaustheit begonnen, nimmt einen anderen, einen welt- und lebensbejahenden Verlauf. Die zweite Zeile aus Müllers Gedicht gilt nicht mehr für sie: „Ich habe das Gefühl der Fremdheit, das ich bei meiner Ankunft hatte, weitgehend verloren“ (WR, 171).

„Fremd bin ich ausgezogen ...“ – das ist eine Grundsituation des Märchens, die alle diejenigen, die zu früh aus der Kindheit und überdies aus ihrer angestammten Heimat vertrieben wurde, schmerzlicher erfahren haben als Menschen, denen das Gefühl des Ausgesetztseins und der Unbehaustheit in jungen Jahren erspart blieb. Während ihrer „Winterreise“ durch Bulgarien ist Tielsch stärker als bei den Reisen durch ihre einstige Heimat bewusst geworden, dass demjenigen, der frühzeitig in die Fremde getrieben wurde und als Fremder betrachtet wurde, die Möglichkeit gegeben ist, andere „Fremde“ zu verstehen und sich im Fremden einzurichten, im Fremden „daheim“ zu sein.

Ilse Tielsch bislang letzte Lyriksammlung trägt den Titel *Lob der Fremdheit*. Im gleichnamigen Titelgedicht heißt es am Ende „hier bin ich fremd genug / hier will ich bleiben“.<sup>37</sup>

\*\*\*

In den Märchen und Geschichten, die Ilse Tielsch als Kind las und liebte, wurde den Helden und Heldinnen das Leben zwar nicht leicht gemacht, doch wer in die Fremde zog und die Prüfungen bestand, wurde nach der Rückkehr König oder bekam des Königs Tochter zur Frau. Im Wald ausgesetzte Kinder ängstigten sich, überwand die Gefahren und kehrten mit Schätzen beladen zu ihren Eltern zurück. Die Guten wurden belohnt und die Bösen bestraft – „und es war alles, alles gut!“ wie es am Ende von Eichendorffs Erzählung *Aus dem Leben eines Taugenichts* heißt.

Auch Ilse Tielsch ging als 16-Jährige aus der Heimat in die Fremde – die Welt der Kindheit hatte sie schon früher verlassen – doch eine Rückkehr gab es für sie nicht. Ihr literarisches Werk spiegelt ein „Heimatsuchen“ wider, das letztlich in der Frage

## Lob der Fremdheit

Hier lebe ich  
hier geh ich hin und her  
ein Brot liegt auf dem Tisch  
die Suppe steht am Herd  
die Zimmerpflanzen blühen  
was will ich mehr?

Hier ward ich angeschwemmt und bin geblieben  
ich hab mir Federn ausgerupft und sie ins Nest gelegt  
die Jungen lagen weich  
dann sind sie ausgeflogen  
gab jedem ein Stück Herz  
als Proviant mit auf den Weg

Die Welt ist kalt und laut  
woher ich kam will ich  
schon lange nicht mehr wissen  
ich hab mich abgetrennt denn  
Nähe macht verletzlich  
mein Weg führt jetzt nach innen

Schon sind die Schatten lang  
es bleibt nicht mehr viel Zeit solange die Wunde  
schmerzt kann man sie nicht beschreiben

hier narbt sie zu  
hier bin ich fremd genug  
hier will ich bleiben

(aus: Ilse Tielsch, *Lob der Fremdheit*.  
Verlag Grasl, Baden bei Wien 1999, S.8)



mündet, ob „Heimat nicht mehr als ein Traum“ ist „von einer Geborgenheit, die es in Wahrheit nicht gibt?“ (FT, 222)

Auf die Einsicht, dass die Welt weit davon entfernt ist, sich mit den Hoffnungen zu decken, mit denen wir auszogen, reagiert diese Schriftstellerin jedoch nicht mit Resignation und noch weniger mit Verbitterung. Immer wieder gibt es inmitten der „Schrecken der Wirklichkeit“ die kleinen und großen Wunder, die Menschen zu allen Zeiten vollbracht haben und die unsere Welt heller machen: „Wie winzige Lichter leuchten diese Geschichten auf, wenn sie erzählt werden, eines hier, eines dort.“ (HS, 218) Neben all den schmerzlichen Erfahrungen gibt es in jedem Menschenleben, und sei es noch so elend, Augenblicke der Zärtlichkeit, der Freude, des Glücks. In Tielschs Gedicht *Fragen* verdichtet sich dieser widersprüchliche Zustand der Welt in einer Abfolge von Bildern: Zwischen dem Abfall einer Müllhalde wiegt sich „auf schlankem Stengel / eine rotblühende Blume“ im Sommerwind; zwischen Wellblechhütten tanzt und lacht ein Kind; und plötzlich sitzt „mitten im Winter“ ein Schmetterling auf dem Papier, „auf dem du gerade / eine negative Bemerkung / über den Zustand der Welt / notiert hast“<sup>38</sup>.

Nein, die Welt ist „kein Märchenort“. Doch indem Ilse Tielsch in der ihr eigenen, unsentimentalen Schreibweise daran erinnert, hält sie die Sehnsucht nach diesem utopischen Ort wach, an dem wir alle einmal zu Hause waren.

*Helga Abret, geb. 1939 in Breslau, Studium der Germanistik und Slawistik in Heidelberg, seit 1992 Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Metz, seit 2005 emeritiert. Forschungsschwerpunkte: Verlagswesen und Publizistik im Wilhelminischen Deutschland, utopische und phantastische Literatur der Jahrhundertwende, deutsche und österreichische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.*

- 1 Ilse Tielsch: *Reden wir nicht vom Reisen*. Erschienen 2003 in der Reihe „Marburger Bogendrucke“ in einer limitierten Auflage von sechshundert Exemplaren. Unpaginiert.
- 2 Tielsch hat zwischen 1964 und 1999 sieben Lyrikbände veröffentlicht. 2004 erschien eine Auswahl aus ihrer Lyrik unter dem Titel *Ausgewählte Gedichte*. Mit einem Vorwort von Barbara Neuwirth. St. Pölten: Verlag Podium 2004 (Podium Porträt 17).

## Ohne Gepäck

Aufgegeben  
sein.

Verlassen  
haben.

Erkennen,  
daß die wirklichen  
Ziele  
im Unerreichbaren  
liegen.

Aufhören,  
gegen den Wind  
zu schreien,  
die Stimme  
zurücknehmen,  
den Mund  
verschließen.

Den letzten  
aller Züge  
besteigen  
und Abschied  
nehmen,  
ohne  
Gepäck.

(aus: Ilse Tielsch, *Anrufung des Mondes*.  
Jugend&Volk, Wien-München 1970, S 109)

- 3 Die Schriftstellerin hat 1969 unter dem Namen Tielsch-Felzmann den Band *Südmährische Sagen* mit Illustrationen von Heribert Losert herausgegeben.
- 4 Wie Anm. 1.
- 5 Ilse Tielsch: *Das letzte Jahr*. Wien: Edition Atelier 2006. Im Folgenden zitiert als DJ, Seitenangabe direkt hinter dem Zitat in Klammern.
- 6 Vgl. dazu das Gedicht *Vorzeichen*. Es heißt dort über die Kinder: „Auf dem Bahndamm / wucherte das Zinnkraut / und wilde Kamille / wir legten das Ohr an die Schienen / wir horchten / kein Zug weit und breit / aber von fern / ein dumpfes Geräusch / wir fanden kein Wort dafür / etwas näherte sich / drohend“. In: *Nicht beweisbar*. Gedichte. München: Delph'sche Verlagsbuchhandlung 1981, S. 14 f.
- 7 Laut Ilse Tielsch lebte ihr Vater „ständig in Angst vor den Parteibonzen, die ihn bedrohten, weil er Kriegsgefangene wie Menschen behandelte und zu beschützen suchte“. In einem Brief an den polnischen Germanisten Jan Watrak vom 8. Februar 1999, der sie nach Details ihrer Biografie gefragt hatte. In: Jan Watrak: *Die Lyrik von Ilse Tielsch*. Szczecin 2001, S. 217.



- 8 Ebda, S. 216.
- 9 Rainer (1951–1968), Cornelia (geb. 1958), Iris (geboren und gestorben 1962) und Stefan (geb. 1965).
- 10 Der genaue Titel ihrer Dissertation lautet: „Die Wochenschrift *Die Zeit* als Spiegel des literarischen und kulturellen Lebens um die Jahrhundertwende.“
- 11 Ihre ersten Bücher wurden unter dem Doppelnamen Tielsch-Felzmann veröffentlicht. Später verwendete die Schriftstellerin den Namen Tielsch.
- 12 Das Gedicht *Zwischenbericht* beginnt mit den Versen: Ich lebe noch / mein Haus ist ein Kartenhaus / gefährdet von Winden / die aus allen Richtungen wehen / [...]“. In: *Zwischenbericht*. Gedichte. Baden: Verlag Grasl 1986, S. 5f.
- 13 *Vorläufiger Aufenthalt* lautet ein Gedicht in: *Zwischenbericht*. Siehe die vorhergehende Anmerkung, S. 9 ff.
- 14 Den Titel *Hüte dich* trägt ein Gedicht in der Sammlung *In meinem Orangengarten*. Gedichte. Wien: Bergland Verlag, S. 27. Die Formel, die an die letzte Zeile in Joseph von Eichendorffs Gedicht *Zwielicht* erinnert („Hüte dich, sei wach und munter!“) taucht wiederholt in anderen Gedichten auf.
- 15 So lautet die erste Strophe des Gedichts *Gewöhne dich nicht*. In: Ilse Tielsch: *Anrufung des Mondes*. Gedichte. Wien: Verlag Jugend & Volk 1970, S. 34.
- 16 Ilse Tielsch: „Amerika“. In: *Reden wir nicht vom Reisen*. Wie Anm. 1.
- 17 Ilse Tielsch: *Begegnung in einer steirischen Jausenstation*. Erzählungen. Bad Goisern: Neugebauer Press 1973. Die drei Erzählungen wurden später aufgenommen in den Band *Der Solitär*. Erzählungen. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1987.
- 18 *Ein Elefant in unserer Straße oder Geschichten mit Paul*. Satirische Erzählungen. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1979.
- 19 „Dreh dich nicht um / sagt mein Verstand“, so beginnt Ilse Tielschs Gedicht *Spurlos*, „was vergangen ist / ist vergangen / Jetzt und Hier / heißt der Ort“ [...]. In: *Nicht beweisbar*. Wie Anm. 6, S. 29.
- 20 Ilse Tielsch: *Die Ahnenpyramide*. Roman. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1980, S. 115. Im Folgenden zitiert als AP, Seitenangabe direkt nach dem Zitat in Klammern.
- 21 Ilse Tielsch: *Erinnerung mit Bäumen*. Erzählung. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1979. Im Folgenden abgekürzt als EB, Seitenzahl direkt nach dem Zitat in Klammern.
- 22 *Heimatsuchen*. Roman. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1982. 2. Auflage 1984. Zitiert als HS.
- 23 *Die Früchte der Tränen*. Roman. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1988. Zitiert als FT.
- 24 Über *Kindheitsmuster* sagt Christa Wolf: „[...] ich kaschiere an keiner Stelle, daß es sich sozusagen um Autobiographisches handelt; das wird nicht verschwiegen. Wobei dieses ‚sozusagen‘ wichtig ist, es ist nämlich keine Identität da.“ Christa Wolf: *Die Dimension des Autors. Aufsätze, Essays, Gespräche, Reden 1959–1985*. Band II. Berlin: Aufbau-Verlag 1986, S. 358.
- 25 Ilse Tielsch: „Versuch, die Bedeutung der Verarbeitung historischer Themen in der Literatur zu umreißen“. In: *Sudetenland*, Heft 2, 1985, S. 109.
- 26 *Abends im Lichtkreis der Lampe*. In: *Nicht beweisbar*. Wie Anm. 6, S. 11
- 27 Tielsch hat diese Geschichte bereits ein Jahrzehnt früher in der Erzählung *Ein Zimmer im dritten Stock* erzählt. Dort berichtet sie in der Ich-Form von ihrem (letztlich vergeblichen) Versuch, diese Episode ihres Lebens durch einen Besuch in diesem Haus, das bereits abbruchreif ist, zu „klären“. In: *Begegnung in einer steirischen Jausenstation*. Wie Anm. 17, S. 24–33.
- 28 Die Parallelen zu E. T. A. Hoffmans Erzählung *Das öde Haus* (1817), die den zweiten Teil der „Nachtstücke“ eröffnet, sind meiner Meinung nach offensichtlich.
- 29 *Fremder Strand*. Erzählung. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1984. Zitiert als FS.
- 30 Die Schriftstellerin hielt sich zweimal mehrere Wochen in der Nähe von Cuxhaven im Atelier der Künstlergilde Esslingen auf.
- 31 Richard Fleissner (1903–1989), sudetendeutscher Künstler, in Tuschkau geboren, gestorben in Gräfelfing bei München. Er malte nach Aufhalten an der Nordsee seine Wattenmeerbilder und den Zyklus *Watt unter dem Meerhimmel*.
- 32 In diese Kategorie gehören: *Die Zerstörung der Bilder. Unsentimentale Reise durch Böhmen und Mähren*. Graz, Wien, Köln: Styria Verlag 1991. Im Folgenden zitiert als ZB. – *Eine Winterreise*. Erzählung. St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 1999. Zitiert als WR. – *Reden wir nicht vom Reisen*. Wie Anm. 1. Sowie der eben veröffentlichte Band *Unterwegs. Reisenotizen und andere Aufschreibungen*. St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 2009.
- 33 „Stanniolkugeln für Afrika“. In: *Reden wir nicht vom Reisen*. Wie Anm. 1. Unpaginiert.
- 34 Horst Bienek: *Birken und Hochöfen. Eine Kindheit in Oberschlesien*. Berlin: Siedler 1990, S. 5.
- 35 Die Macocha-, auch Mazochaschlucht, befindet sich in der Nähe von Adamsthal (Adamov) im mährischen Karstgebiet. Es handelt sich um eine 138,5 m tiefe, 174 m lange und 75 m breite Schlucht. An der hohen Südwestwand befindet sich eine 1882 errichtete Plattform, die Einblick in die Tiefe bietet. Wiederholt nahmen sich dort Menschen durch einen Sprung in die Tiefe das Leben.
- 36 „Macocha, felsenfarben, / baumkronenumschäumt“, heißt es beispielsweise in dem Gedicht *In einem Becher aus böhmischem Glas*. In: *Anrufung des Mondes*. Wie Anm. 15, S. 42.
- 37 Ilse Tielsch: *Lob der Fremdheit*. Gedichte. Baden bei Wien: Verlag Grasl 1999, S. 8.
- 38 In: *Lob der Fremdheit*. Wie Anm. 37, S. 45.

Edith Emery: *Bangkok*, Linolschnitt



## „Starker Eindruck“ – „ganz im Bann“

### Die Korrespondenz zwischen Ilse Tielsch und Erika Mitterer

1972 sandte Ilse Tielsch ihren Gedichtband *Anrufung des Mondes* mit persönlicher Widmung an Erika Mitterer – eine Sammlung von überwiegend pessimistischen Gedanken und Bildern in eindringlich knapper, suggestiver Sprache. Von den vielen umgebrachten Kindern (S. 11), den Armen (S. 10) und Hoffungslosen (S. 27), den Vertriebenen (S. 45) und Wertlosen (S. 35), von der Atomgefahr (S. 13) und der Ausbeutung der Welt (S. 21) ist die Rede – und vom fatalen Hang des Menschen zum Bösen, das so gerne ideologisch kaschiert wird:

#### Fortschritt

von Ilse Tielsch

Fort  
schritt  
er

(der Mensch)

von Bethlehem  
nach My Lai –  
vom Korn des Anfangs,  
von den Wurzeln fort,  
von den Fischen  
und von den Broten,

fort  
schritt  
er

auf breiten  
Straßen,  
in festen Soldaten  
stiefeln  
(der Dinge, die wogen,  
entledigte er sich  
unterwegs)

so schritt er,  
leicht  
und ausgeleert –  
ein Gewissen wiegt schwer –  
den langen Weg  
von Bethlehem  
(Hiroshima  
Saigon  
Hue)  
nach My Lai

(der Mensch)

und schreitet  
immer noch.

Erika Mitterer war von diesen Gedichten sichtlich berührt. Am 5.11.1972 schrieb sie an Ilse Tielsch:

*Liebe Frau Tielsch Felzmann,  
danke, daß Sie Ihr Versprechen wahrgemacht und  
mir Ihr Buch geschickt haben! Welch starken Eindruck  
mir viele Ihrer Verse machten, ersehen Sie aus dem  
beiliegenden Gedicht, das ich Ihnen deshalb, nach  
einigem Zögern, nun doch mitschicke ... Nehmen Sie's  
als Zeichen einer wirklichen Aufmerksamkeit auf Ihre  
Stimme! Mit freundlichen Grüßen  
Erika Mitterer*

#### Nur ein Schritt

von Erika Mitterer

I

Es gibt die Rückkehr  
von Hiroshima nach Bethlehem.  
Aber kein anderer kann  
dir den Schritt ersparen:  
Du mußt ihn tun.

Aus den narkotischen Nebeln  
grausamer Bilder  
in die stechende Kälte  
immerwährenden Seins.

Aus den Vor-Hallen  
der Vor-Würfe  
in die Zielmitte  
des Schweigens.

Wo sich die Wandlung vollzieht.

Hier sieht dir keiner zu  
und spendet Beifall.  
Kein Loch im Vorhang läßt rasch  
dich schau, was das Publikum treibt ...

Die Zeit ist abgefallen wie Laub  
im Herbststurm. Es freut dich  
nicht mehr zu schreien, allein.

Doch plötzlich spürst du: die andern  
sind auch hier. Sie alle,  
die elend verkamen.



Die unschuldigen Kinder des Herodes  
und ihre nachgestorbenen Geschwister.

Gott hat sie gezählet!  
Es war nur ein Schritt von Bethlehem  
nach Hiroshima und nach My Lai.  
Drehst du dich um?  
Aber gib acht: man wird dich  
nicht führen, wohin du willst –  
in keinen gemütlichen Stall!

Oder bleib stehen, geh weiter, gewöhn dich,  
geimpft mit den „Täglichen Schrecken“,  
auch du, an Hiroshima,  
My Lai und Olympische Spiele ...

II

Ich will nicht sitzen in der Bank der Spötter,  
auch nicht ganz vorne!  
Lieber in der hintersten Reihe derer  
stehen, die Halleluja rufen  
mit verdorrter Zunge und blind vor Tränen.

Nein, ich werde nicht kapitulieren,  
wenn Er mir hilft!

Dieses Gedicht, das in der Erstversion den Titel  
„Fortschritt“? getragen hatte, wurde 1974 mit kleinen  
Änderungen in den Band *Entsöhnung des Kain* auf-  
genommen.

Die Wertschätzung, die Erika Mitterer der Arbeit von  
Ilse Tielsch entgegenbrachte, geht auch aus einem  
Brief vom 11.4.1979 hervor: *ich freue mich, [...] daß Sie  
mir diese schöne, raffiniert erzählte Geschichte geschickt  
haben. Danke! Ihre Gedichte – und auch Ihre Art zu  
lesen – haben mir neulich großen Eindruck gemacht.*

Erika Mitterer wiederum durfte sich über eine sehr  
warmherzige Reaktion auf die Lektüre des Romans  
*Der Fürst der Welt* freuen. Ilse Tielsch schrieb am  
16.7.1989:

*[N]och stehe ich ganz im Bann Ihres großartigen  
Romans, den ich nicht aus der Hand legen konnte,  
bis er zu Ende gelesen war. Sie haben eine dunkle  
Zeit beschworen und dabei eine noch dunklere vor-  
ausgeahnt, mit allen Symptomen des Wahns, die sich  
in jenen Jahren, die wir selbst durchleben mußten, so  
grauenhaft wiederholten, daß Verfolgung, Verleumdung  
und Verbrennung der kleinen Theres zur entsetzlichen*

*Metapher geworden ist. Wie viele feige auf ihren eige-  
nen Vorteil Bedachte hat es gegeben, wie Georg, wie  
viele verblendete Mütter und schweigende, sich dem  
Stärkeren unterwerfende Väter, wie viele fremd in eine  
verständnislose Umgebung Geworfene, wie Marthe und  
vor allem – wie viele leben heute noch unter uns. Auch  
„Fabri“ lebte unter uns, gewiß und Gott sei Dank, aber  
viel zu häufig ist er auf Reisen, wenn Unrecht geschieht.  
Ich war während des Lesens von Mitleid gepackt und  
von Zorn geschüttelt, verzeihen Sie, wenn ich dies auf  
eine so einfache Art formuliere.*

*[...] Ja, so müßte man schreiben und schildern können,  
wie Sie [...] ich bin sehr beschämt darüber, daß ich so  
alt werden mußte, um dieses Buch endlich zu lesen.  
Mit den allerbesten Wünschen [...]  
Ihre Ilse Tielsch*



Edith Emery: *Stilisierte Zypressen (Pencil Pines)*  
auf Mount Mawson, Tasmanien; Linolschnitt